

Beide Seiten. Autoren und Wissenschaftler im Gespräch
Herausgegeben vom Schweizerischen Literaturarchiv

Band 2

Schreiben und Streichen

Zu einem Moment produktiver Negativität

Herausgegeben von
Lucas Marco Gisi,
Hubert Thüring und
Irmgard M. Wirtz

(CDN) mit finanzieller Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), des CDN und der Schweizerischen Nationalbibliothek in Bern (NB) durchgeführt worden ist. Die Tagung und der Band sind im Rahmen des ebenfalls vom SNF geförderten Projekts *Textgenese und Schreibprozess* projektiert und realisiert worden, das am Schweizerischen Literaturarchiv (SLA in der NB) domiziliert ist. Wesentliches zur Durchführung der Tagung haben Janine Perret Sgualdo und Esther Ackermann beigetragen, die Endredaktion erfolgte unter Mitarbeit von Jeannine Hauser, Simone Sumpf und Micha Zollinger. Die Herausgeber danken den genannten Institutionen und allen beteiligten Personen für die Unterstützung.

Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring und Irmgard M. Wirtz

Uwe Wirth

Logik der Streichung

Was meinen wir eigentlich, wenn wir sagen: Ein Wort, ein Satz, ein Abschnitt, eine Seite wurde gestrichen. Was ist, mit anderen Worten, das Synonym dessen, was wir als Streichen bezeichnen? Es gibt verschiedene Möglichkeiten: Man kann das Streichen als ein Löschen, als ein Tilgen begreifen. Oder aber als Spur eines korrigierenden Überarbeitens: eines Umschreibens im Sinne des Ersetzens und Kürzens, aber auch im Sinne eines Überschreibens.¹

Schreiben hat den Charakter eines intentionalen Aktes – es setzt die willentliche Entscheidung zur Produktion und zur Positionierung einer Buchstabenfolge voraus. Auch das Streichen hat den Charakter eines intentionalen Aktes – nämlich die bereits produzierten Buchstabenfolgen willentlich zu verneinen, sie zu verwerfen. Almuth Grésillon spricht im Kapitel »La rature« ihres Buchs *La mise en œuvre* von der »existence double«², die der graphischen Materialität der Streichung einen ambivalenten Charakter verleiht.

Diese doppelte Existenz der Streichung – worin besteht sie?

Erstens: Streichungen hinterlassen sichtbare Spuren auf dem Papier.³

Zweitens: Schreibspuren werden durch eine Streichung nicht annulliert.

Die Streichung ist also eine Verneinung, die das, was sie verneint, sichtbar macht, als Interferenz zweier Spuren, als Spur eines Schreibaktes, der Geschriebenes hervorgebracht hat und nun überlagert wird

¹ Vgl. hierzu Almuth Grésillon: *Literarische Handschriften. Einführung in die »critique génétique«*. Bern u.a. 1999, S. 92 f., wo sie unterscheidet zwischen (1) Streichungen, die das Gestrichene lesbar lassen; (2) Streichungen, die das Gestrichene unlesbar machen; (3) immateriellen Streichungen, die eine Sequenz durch eine andere ersetzen; (4) Streichungen in Form von direkten Überschreibungen.

² Almuth Grésillon: *La mise en œuvre. Itinéraires génétiques*, Paris 2008, S. 88.

³ Ebd., S. 83.

von der Spur eines Streichaktes. Ein sekundärer Schreibakt *qua* Streichakt, der eine Willensentscheidung des Schreibers *markiert* zum Ausdruck bringt: ein primärer Schreibakt soll revidiert, repariert, negiert werden.

Ich möchte im Folgenden versuchen, die besondere Form der Verneinung zu beschreiben, die das Durchstreichen eines Wortes, eines Satzes, eines Abschnitts, einer Seite impliziert.

Beginnen wir mit einem kleinen Gedankenexperiment. Stellen wir uns einen Autor als Papierarbeiter vor, der die Worte zuerst aufs Papier bringt, dann überlegt, ob sie passen, und dann einige der zu Papier gebrachten, aber unpassenden Worte durchstreicht. Stellen wir uns nun einen Autor als Kopfarbeiter vor, der jedes Wort zunächst im Kopf abwägt, der an viele Worte denkt, sie aber wieder verwirft. Was hindert uns daran, all die verworfenen, nicht zu Papier gebrachten Worte im Kopf des Kopfarbeiters auch als gestrichene Worte zu bezeichnen? Handelt es sich hier nicht auch um eine besondere Form der immateriellen Streichung?

Womöglich sind Worte, die zwar gedacht, aber nie geschrieben wurden, weil sie dem Verfasser nicht passend erschienen, im Kopf gestrichene Worte, deren Niederschrift sich der Verfasser einfach bloß gespart hat. Diese gedankliche Verneinung des Noch-nicht-Geschriebenen könnte man als vorgängiges Streichen im Kopf auffassen.

Solch eine Sicht hätte eine sehr interessante Implikation: Ein weißes Blatt Papier, das vor dem Kopfarbeiter lag, während er alle Worte, an die er dachte, verwarf – dieses leere Blatt Papier, auf dem nie ein Wort geschrieben wurde, könnte man als Schauplatz eines Ringens um das richtige Wort auffassen. Ein Ringen, das freilich nur im Kopf des Verfassers stattgefunden hat: das Ringen eines *Kopfstreichers*.

Ich frage mich, ob in diesem Fall das Streichen nicht tatsächlich auch ein Löschen *avant la lettre* wäre, weil es ein Streichen ist, das keine sichtbaren Spuren hinterlässt – außer einem weißen, unbeschriebenen Blatt Papier. Überhaupt finde ich es höchst erstaunlich, dass das, was die Begriffe ›Streichen‹ und ›Löschen‹ bezeichnen, einigermaßen unklar zu sein scheint, ja, dass die Bedeutungen bisweilen sogar durcheinandergeraten. Um nur zwei Beispiele zu nennen:

Erstes Beispiel: Beim Verkauf eines Hauses, aber auch bei der Aufnahme einer Hypothek gibt es eine Eintragung im Grundbuch. Sobald die Hypothek abbezahlt ist, wird der Eintrag im Grundbuch gelöscht. Dieser Rechtsakt wird folgendermaßen beschrieben:

Erste Abteilung			
Laufende Nummer der Eintragung	Eigentümer	Laufende Nummer der Grundstücke im Grundbuchverhältnis	Grundlage der Eintragung
6	a) Wolfgang Kind, Berlin, geb. 10.2.1942 b) Michael Schröder, Berlin, geb. 13.1.1957 c) Jörg Boehrsadt, Berlin, geb. 17.1.1955 d) Franz Metz, Berlin, geb. 1.9.1945 e) Dr. Michael Schöns, Berlin, geb. 12.2.1955 f) Dr. Georg Sikatzke, Berlin, geb. 11.8.1935 g) Günther Krause, Berlin, geb. 21.4.1928 h) Ute Rodan, Berlin, geb. 25.7.1953 i) Axel Schmalz, Berlin, geb. 24.8.1942 als Gesellschafter bürgerlichen Rechts- Sa 64) Der Hase lautet richtig: Frank Metz, Berichtsgen. eingetragen am 29. Oktober 1985. gez. Pechelkrowksi Schwarz	7	Auflassung vom 29. August 1985, eingetragen am 21. September 1985, gez. Pechelkrowksi Schwarz
7	1. Jörg Eberhardt, Berlin, geb. 17.1.1955 2. Frank Metz Berlin, geb. 1.9.1945 3. Dr. Michael Schöns, Berlin, geb. 12.2.1955 4. Dr. Georg Sikatzke, Berlin, geb. 11.8.1935 5. Günther Krause, Berlin, geb. 21.4.1928 6. Udo Braun, Berlin, geb. 24.8.1942 7. Axel Schmalz, Berlin, geb. 24.8.1942 8. Karl-Georg Weilmann, Berlin, geb. 18.11.1952 9. Arur Prozell, Berlin, geb. 25.7.1953 10. Wilhelm Roux, Berlin, geb. 21.1.1945 11. Udo Perle, geb. Rheinberg, Berlin, geb. 19.11.1939	7	Zu 1) bis 7) Auflassung vom 29. August 1985, eingetragen am 20. September 1985 zu 8) bis 12) Berechtigungsbewilligung vom 23. Juli 1986 eingetragen am 30. Oktober 1987, gez. Herrlich Giese zu 5) Ausscheiden des Gesellschafters Günther Krause gemäß Befähigungsbewilligung vom 19. Februar 1988 eingetragen am 22. Juli 1988. gez. Herrlich Giese

Abb. 1: Löschung eines Grundbucheintrags.

Generell kann man keine Eintragungen aus dem Grundbuch streichen. Man kann eine sogenannte Löschung durchführen. Diese Löschung bedeutet jedoch keine Streichung, sondern nur eine Markierung, die kennzeichnet, dass dieser Fall abgeschlossen ist.⁴

Gelöscht wird hier eine Forderung, genauer gesagt: der Geltungsanspruch, also die Gültigkeit einer Forderung, sobald die Schuld bezahlt ist. Die Löschung der Forderung wird jedoch graphisch durch eine Streichung markiert. Die Streichung ist also eine *Ungültigkeitskennzeichnung*.

Zweites Beispiel: Unser Textverarbeitungsprogramm gibt uns die Möglichkeit, durch das Drücken der sogenannten *Delete-Taste* Worte und Sätze zu löschen, und zwar so, dass keine sichtbaren Spuren zurückbleiben: Es handelt sich um ein scheinbar vollständiges Ausradieren und Annullieren der digitalen Schriftspuren.

4 Vgl. <http://www.duisburg.de/leben/lebenssituationen/immobilien/102010100000174048.php> (22. 3. 2011)

Der Titel unserer Veranstaltung "Schreiben und Streichen" setzt das Streichen in Beziehung zum Schreiben. Das Schreiben bringt etwas hervor, es ist so-
 besehend positiv und affirmativ. Das Streichen dagegen negiert etwas bereits
 Geschriebenes. Das Schreiben hat den Charakter eines intentionalen Aktes – es
 setzt die willentliche Entscheidung zur Produktion und zur Positionierung einer
 Buchstabenfolge voraus. Auch das Streichen schreiben hat den Charakter eines
 intentionalen Aktes – nämlich die bereits produzierten Buchstabenfolgen
 willentlich zu negieren, zu verneinen, sie zu verwerfen.

Abb. 2: Korrekturmodus in *Microsoft Word*.

Allerdings können wir auch die Option ›Änderungen nachverfolgen‹ wählen und erhalten dann ein minutiöses Protokoll für jede Betätigung der *Delete-Taste*: dargestellt in Form einer farblich markierten Durchstreichung. Was in dem einen Darstellungsmodus *gelöscht* war, wird in einem anderen Darstellungsmodus, der alle Bearbeitungsschritte anzeigt – man könnte ihn als *Editing*-Darstellungsmodus bezeichnen –, als *durchgestrichen* und farblich markiert präsentiert.

In meinen Augen liegt die von Almuth Grésillon erwähnte Ambivalenz der ›rature‹ darin, dass die Streichung eine *logische* und eine *graphische* Dimension hat, wobei die logische Dimension die Geltungsbedingungen und die graphische Dimension die Wahrnehmungsbedingungen des gestrichenen Ausdrucks betrifft. Letzteres findet seinen Ausdruck im Changieren zwischen dem *Unsichtbarmachen des Auslöschens* einerseits und dem *Sichtbarmachen des Durchstreichens* andererseits.

Zuspruch erhält diese Auffassung von einem Gewährsmann, der nicht unbedingt zu den Helden der Editionsphilologie zählt, der aber gleichwohl einiges zu den bewussten und unbewussten Vorgängen bei der Entstehung eines Textes zu sagen hat. In seiner *Notiz über den ›Wunderblock‹* aus dem Jahre 1925⁵ beschreibt Freud das menschliche Gedächtnis als permanente Schreibszene.⁶

Die Frage, die sich Freud mit der Indienstnahme der Schreibmetapher stellt, betrifft die Materialität des Zeichenträgers: Ist das Ge-

⁵ Sigmund Freud: Notiz über den ›Wunderblock‹ (1925). In: ders.: Gesammelte Werke, Bd. XIV. Frankfurt a. M. 1999, S. 1-8.

⁶ Vgl. zum Begriff der Schreibszene: Rüdiger Campe: Die Schreibszene. Schreiben. In: Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1991, S. 759-772.

dächtnis – der Ort, wo die Spuren der Wahrnehmung gespeichert werden – mit einer Schreiftafel oder einem Blatt Papier vergleichbar? Wird mit Kreide oder mit Tinte geschrieben? Natürlich bewegen wir uns hier auf einer metaphorischen Ebene. Entscheidend ist jedoch der Umstand, dass Freud aus der Materialität der Schreibwerkzeuge bestimmte Implikaturen für sein Gedächtnis- und Erinnerungsmodell ableitet: Die Interaktion zwischen Schreibwerkzeugen und Trägermaterialien schreibt dem Gedächtnis vor, wie es funktioniert: Die Schreiftafel ist eine unbegrenzt aufnahmefähige Schreibfläche,

deren Aufzeichnungen ich zerstören kann, sobald sie mich nicht mehr interessieren, ohne die Schreibfläche selbst verwerfen zu müssen. Der Nachteil ist hier, dass ich eine Dauerspür nicht erhalten kann. Will ich neue Notizen auf die Tafel bringen, so muss ich die, mit denen sie bereits bedeckt ist, wegwischen.⁷

Mit anderen Worten: Das, was auf eine Tafel geschrieben wurde, kann ich löschen, ohne dass Spuren zurückbleiben. Das Geschriebene verschwindet. Anders verhält es sich bei einem ›Blatt Papier‹, das ich mit Tinte beschreibe:

Ich erhalte dann eine ›dauerhafte Erinnerungsspur‹. Der Nachteil dieses Verfahrens besteht darin, dass die Aufnahmefähigkeit der Schreibfläche sich bald erschöpft. Das Blatt ist vollgeschrieben, hat keinen Raum für neue Aufzeichnungen und ich sehe mich genötigt, ein anderes noch unbeschriebenes Blatt in Verwendung zu nehmen.⁸

Der Wunderblock, den Freud als Modell für die Funktionsweise unseres seelischen Apparats wählt, zeichnet sich nun gerade dadurch aus, dass er die Funktionsweise von Schreiftafel und Papier vereint: Er ist ›in unbegrenzter Weise aufnahmefähig für immer neue Wahrnehmungen‹ und schafft zugleich ›dauerhafte – wenn auch nicht unveränderliche Erinnerungsspuren von ihnen‹.⁹

⁷ Freud, Notiz über den ›Wunderblock‹, S. 1.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd., S. 4.



Abb. 3: Wunderblock.

Es folgt eine sehr ausführliche Beschreibung des Wunderblocks, der sich aus mehreren Schichten zusammensetzt. Den Untergrund bildet (Platon lässt grüßen!) eine Wachstafel, auf der ein doppelt beschichtetes Deckblatt liegt. Man kann – vermittelt durch dieses Deckblatt – auf der Wachstafel Zeichen eindrücken, die sich durch das Abheben des Deckblattes wieder »zerstören« – sprich: löschen – lassen.

Hebt man das ganze Deckblatt [...] von der Wachstafel ab, so verschwindet die Schrift und stellt sich, wie erwähnt, auch später nicht wieder her. Die Oberfläche des Wunderblocks ist schriftfrei und von neuem aufnahmefähig. Es ist aber leicht festzustellen, dass die Dauerspuren des Geschriebenen auf der Wachstafel selbst erhalten bleibt und bei geeigneter Belichtung lesbar ist. Der Block liefert also nicht nur eine immer von neuem verwendbare Aufnahmefläche wie die Schiefertafel, sondern auch Dauerspuren der Aufschreibung wie der gewöhnliche Papierblock.¹⁰

Während an der Oberfläche des Wunderblocks alle Schreibspuren gelöscht werden, bleiben auf der Wachstafel die gelöschten Spuren als

¹⁰ Ebd., S. 6f.

wirres Palimpsest erhalten, das nur für den Psychoanalytiker, der hier gleichsam als Philologe der Seele agiert, bei »geeigneter Belichtung« wieder sichtbar wird.

Bemerkenswerterweise wird der psychische Apparat von Freud als doppelte Geste des Schreibens und Löschens beschrieben,¹¹ nicht aber als doppelte Geste des Schreibens und Streichens. Das Streichen impliziert kein Löschen des gesamten Schreibraums, um diesen wieder »aufnahmefähig« zu machen, sondern ein partikulares Verneinen.

Genau genommen impliziert das Wunderblockmodell eine Interferenz von Löschen und Streichen. Der Analytiker macht – wie nach dem Einschalten der Textverarbeitungsfunktion »Änderung nachverfolgen« – das Gelöschte als Gestrichenes sichtbar.

Nun hatte ich eingangs behauptet, dass das Streichen und das Löschen Formen der Verneinung sind. Und damit habe ich etwas über die logische Funktion von Streichen und Löschen gesagt. Allerdings kommt es zu einer bemerkenswerten Störung dieser logischen Funktion, wenn Streichen und Löschen als Akte im Rahmen kreativer Schreibprozesse betrachtet werden. Dabei ist die Verneinung, wie Freud in dem gleichfalls 1925 erschienenen Text *Die Verneinung* schreibt, eine Art, »das Verdrängte zur Kenntnis zu nehmen«.

Was heißt das? Ein Patient träumt von einer weiblichen Person. Der Analytiker fragt, wer diese Person im Traum sein könnte. Der Patient: »Die Mutter ist es nicht«. Wir berichtigen: Also ist es die Mutter.«¹² Die Verneinung löscht nicht, sie streicht durch. Und im Durchstreichen bleibt das Negierte sichtbar erhalten. Anders als beim Löschen sind wir beim Durchstreichen in der Lage, das Negierte weiterhin zur Kenntnis zu nehmen:

Es ist so, als ob der Patient gesagt hätte: »Mir ist zwar die Mutter zu dieser Person eingefallen, aber ich habe keine Lust, diesen Einfall gelten zu lassen.«¹³

¹¹ Vgl. hierzu ebd., S. 8: »Denkt man sich, dass während eine Hand die Oberfläche des Wunderblocks beschreibt, eine andere periodisch das Deckblatt desselben von der Wachstafel abhebt, so wäre das eine Versinnlichung der Art, wie ich mir die Funktion unseres seelischen Wahrnehmungsapparats vorstellen wollte.«

¹² Sigmund Freud: *Die Verneinung* (1925). In: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XIV. Frankfurt a. M. 1999, S. 11–15, hier S. 11.

¹³ Ebd.

Moment seiner Niederschrift mit der Textintention des Dichters kollidiert.«¹⁶ Spätkorrekturen sind dagegen Überarbeitungen, die zu meist stattfinden, nachdem eine erste Version eines Textganzen bereits verfasst wurde.

Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, ob man die Unterscheidung *sofort* und *spät* nicht auch auf Streichungen als Anzeichen für Korrekturprozesse einführen sollte: Gibt es so etwas wie *Sofortstreichung* und *Spätstreichung*? Und wenn ja, worin besteht der Unterschied?

Ein Vorschlag wäre, dass man zwischen experimentierenden, textgenetischen Sofortstreichungen, die gleichsam im Akt des Schreibens vorgenommen werden, und nachträglichen Spätstreichungen unterscheidet. Sofortstreichungen sind gewissermaßen ›heiß‹ Streichungen, die im Eifer des Schreibprozesses vorgenommen werden. Spätstreichungen sind dagegen ›kühl‹, strategische Eingriffe, die bereits das Textganze kennen und nun über die Geltung von einzelnen Abschnitten und Textteilen entscheiden. Spätstreichungen definieren den Geltungsbereich eines Textes, indem sie manche Textzonen nachträglich für ungültig erklären und sie gewissermaßen ausklammern.

Die Differenz von *heißer Sofortstreichung* und *kühler Spätstreichung* verläuft über weite Strecken analog zur Unterscheidung zwischen Genesis und Geltung. Bei Sofortstreichungen handelt es sich um experimentelle, tastende Bewegungen, die im Rahmen der Textgenese ausgeführt werden und auf eine Verbesserung abzielen. Bei Spätstreichungen handelt es sich um existentielle Ausschlussbewegungen, die mit Blick auf die Publikation erfolgen, also auf eine ›endgültige Fassung‹ abzielen und insofern die Geltung des generierten Textes bestimmen.

Ein Beispiel hierfür wäre eine Doppelstreichung, bei der es zu einer Interferenz von Sofort- und Spätstreichung kommt wie etwa in Kafkas Oktavheft auf der folgenden Seite (Abb. 6).

Die Logik dieser Doppelstreichung impliziert, dass die ›große‹, die ganze Seite betreffende Streichung später als die ›kleineren‹ Streichungen erfolgte. Es würde keinen Sinn machen, zuerst einen größeren Bereich zu streichen und dann innerhalb des gestrichenen Bereichs noch einmal Streichungen vorzunehmen.¹⁷ Zugleich lässt sich – abgesehen von der Streichung in der obersten Zeile, die mit

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Hier zeigt sich ein bemerkenswerter Unterschied zwischen einer Logik der philosophischen und einer Logik der philologischen Streichung: doppelte Streichung bedeutet nicht, wie doppelte Negation, eine Bejahung.

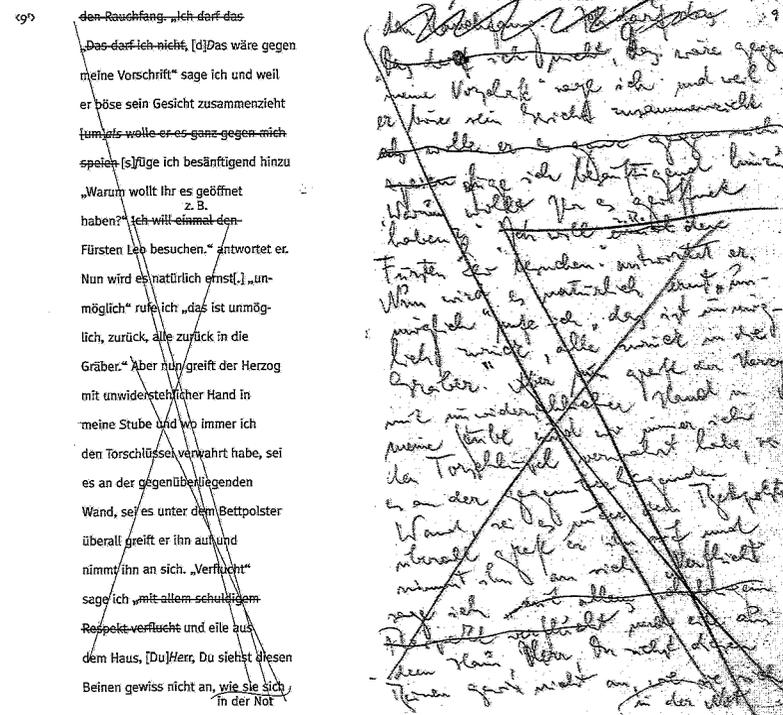


Abb. 6: Roland Reuß, Kafka-Heft 5, S. 36.

einer gewissen Verve erfolgt ist – nur sehr schwer ausmachen, bei welcher der kleineren Streichungen es sich um *heiße Sofortstreichungen* handelt.

Doch es gibt auch Fälle, in denen eine Rekonstruktion der Chronologie der Streichakte grundsätzlich nicht möglich ist.

Als Erläuterung zu einer Manuskriptseite aus Gottfried Kellers Studienhandbuch (Abb. 7) schreibt Walter Morgenthaler:

Beide Texte sind durchgestrichen, aber in so unterschiedlicher Art, dass deren Streichung wohl nicht im gleichen Zusammenhang erfolgte. Einer genetischen Deutung des Gesamtbefundes dürfte es kaum gelingen, den Verlauf von Niederschrift und Tilgung mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren.¹⁸

¹⁸ Walter Morgenthaler: Gottfried Kellers Studienhandbücher. In: Bilder der Handschrift. Die graphische Dimension der Literatur. Hg. v. Davide Giuriato und Stephan Kammer. Frankfurt a. M. 2006, S. 107–129, hier S. 113 f.

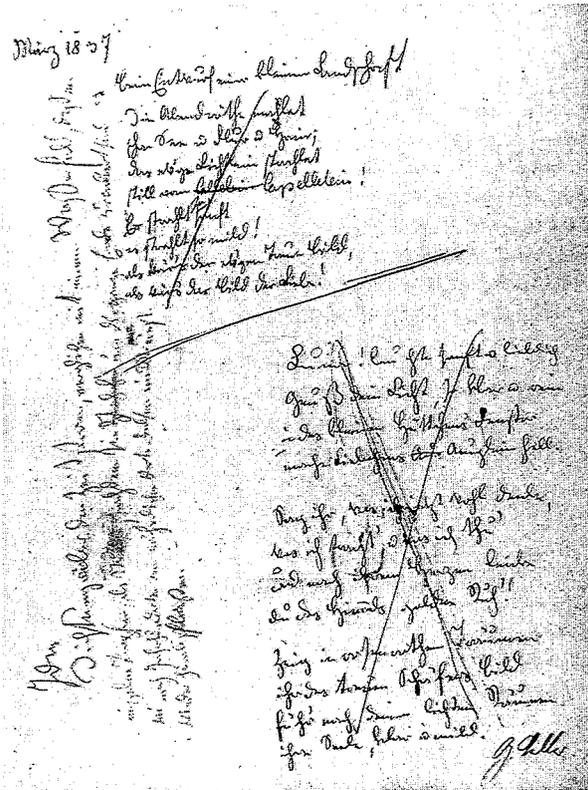


Abb. 7: Gottfried Kellers Studienbuch Ms. GK 1, S. 60, HKKA 16.1, S. 128.

Die unterschiedliche Art der Streichung wird hier zu einem Symptom dafür, dass die Akte der Streichung zu unterschiedlichen Zeitpunkten erfolgten. Dies bedeutet aber offensichtlich nicht, dass sich auf der Grundlage dieser Symptome eine Reihenfolge der Streichakte erschließen ließe. Bemerkenswerterweise lässt sich in Morgenthalers Argumentation genau an jener Stelle, an der er der »Seite, deren zwei Gedichttexte durchgestrichen wurden«, die Unmöglichkeit einer chronologischen Zuordnung attestiert, ein Umschalten von genetischen Fragen der zeitlichen Reihenfolge zur Frage einer zeitunabhängigen semiotischen Logik der Streichung erkennen: »[...] wenn auch durchgestrichen, behält das Gestrichene doch seine (vielleicht gar erhöhte) Präsenz und Bedeutsamkeit.«¹⁹ Dabei, so Morgenthaler

weiter, sichert das gebundene Buch – Kellers Studienhandbuch – allen Eintragungen ihr Überleben, es sei denn, dass Seiten gewaltsam herausgerissen werden. Das Herausreißen stünde hier in funktionaler Analogie zum Löschen.

Eine radikale Form der Spätstreichung beschreibt Roland Reuß in seinem Aufsatz *Lesen, was gestrichen wurde. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe*:²⁰ Wenn Kafka seinen Freund Max Brod bittet, alles, was sich in seinem Nachlass befindet, »restlos und ungelesen zu verbrennen«, dann zielt diese Bitte auf eine komplette Löschung. Brods Entscheidung, den Nachlass gegen den letzten Willen Kafkas dennoch zu publizieren, verwandelt das, was zur Löschung bestimmt war, in einen Textkorpus, bei dem ein Strich durchs Ganze geht – ein Text, der »nur noch als durchgestrichene[r] noch zu lesen [ist]«. ²¹ Hier wird die Spätstreichung also nicht vom Autor, sondern von einer editorialen Instanz vorgenommen – sie wird als »geringeres Übel« gegenüber der Alternative einer kompletten Auslöschung gewählt, um das Überleben des Textes zu sichern. Der vom Autor geforderte Akt des Löschens wird durch den Herausgeber unterbunden: Der ungültige Text wird dennoch dargestellt. Im besten Fall wird er als ungültig dargestellt – etwa mit einem Strich durch das Ganze. Man kann aber auch aufgefordert werden, sich diesen Strich einfach zu denken, wie im Falle des Kafka-Nachlasses. Es gibt also offenbar nicht nur die Möglichkeit, einen Text im Kopf zu streichen, bevor er auf dem Papier manifest wird, sondern man kann auch alles, was auf dem Papier manifest geworden ist, nachträglich im Kopf durchstreichen! Mehr noch: Das »Kopfstreichen« kann nicht nur im eigenen Kopf, sondern auch im Kopf des anderen vorgenommen werden, etwa indem man sagt: *Alles, was Sie hier lesen, sollte eigentlich gestrichen werden*. Respektive: *Lesen Sie das mit dem Bewusstsein, dass es nicht gelesen werden soll!*

Wenn Kafka nun aber gefordert hat, seinen Nachlass zu verbrennen, dann hat er nicht gewollt, dass man eine Löschung als Streichung darstellt: Er wollte vielmehr eine radikale Auslöschung des Geschriebenen. Insofern ist fraglich, ob Reuß Recht hat, wenn er seinen Aufsatz »Lesen, was gestrichen wurde« nennt und dies auch graphisch unterstreicht: »Lesen, was gestrichen wurde«. Müsste es nicht eher

²⁰ Roland Reuß: *Lesen, was gestrichen wurde. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe*. In: Franz Kafka. *Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte*. Frankfurt a.M. 1999, S. 9–21.

²¹ Ebd., S. 10.

heißen: *Lesen, was gelöscht werden sollte?*²² Zugleich zeigt sich hier die Macht des Herausgebers und die Ohnmacht des Autors: Der Herausgeber kann gegen den Willen des Autors etwas, das gelöscht werden soll, sichtbar halten.

Fassen wir vorläufig zusammen: Streichen kann als Ungültigkeitskennzeichnung die Markierung einer Störstelle im Text sein; Streichen kann die Vollzugsform einer verbessernden Weiterverarbeitung des Textes sein. Die Streichung kann sichtbar auf dem Papier oder aber unsichtbar im Kopf erfolgen. Das Streichen fungiert dann als Vollzugsform einer, wie man im Anschluss an Ludwig Jäger sagen könnte, »transkriptiven Bearbeitung«,²³ die sowohl vom Autor als auch vom Editor vollzogen werden kann. Der Autor vollzieht sie, insofern er seine eigenen Schreibspuren überarbeitet, etwa ein Wort oder einen Satz einmal oder mehrmals durchstreicht und so in einem Prozess von, um mit Almut Grésillon zu sprechen, »Revisionen und Um-Schreibvorgängen«²⁴ eine Seite voller Schreib- und Streichspuren hervorbringt.

Die Schreibprozessforschung muss anschließend versuchen, die einzelnen Schritte der Überarbeitung *rückschlüssig*²⁵ »transparent« zu machen. Hierzu zählt auch, dass Geschriebenes, das der Autor für ungültig erklärt hat, gleichsam gegen den Willen des Autors durch die Herausgeber als Schreib- und Streichprozess dargestellt wird, um die Genese der verschiedenen Fassungen zu rekonstruieren. Die Logik der Streichung folgt hier nicht mehr einem intentionalen auktorialen Modell, sondern einem skripturalen Modell, in dem ein Geflecht sich widersprechender Intentionen durch die philologische Rekonstruktion sich überlagernder Schreib- und Streichspuren dargestellt wird.

Offenbar gibt es zwei Ebenen der transkriptiven Bearbeitung:

Erstens: die transkriptive Bearbeitung durch den Autor in Form von heißen Sofortstreichungen und kalten Spätstreichungen.

- 22 Eine typographische Unterstreichung dieses Titels, analog zum Streichen, dürfte sich freilich schwierig gestalten.
- 23 Ludwig Jäger: Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen. In: Performativität und Medialität. Hg. v. Sybille Krämer. München 2004, S. 35-74, hier S. 60.
- 24 Almut Grésillon: »Critique génétique«: Gedanken zu ihrer Entstehung, Methode und Theorie. In: Quarto 7, 1996, S. 14-24, hier S. 16.
- 25 Zu den dabei nötigen Inferenzen vgl. Uwe Wirth: Abduktion und Transkription. In: Konjektur und Kruix. Hg. v. Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth und Irmgard M. Wirtz. Göttingen 2010, S. 390-414.

Zweitens: die transkriptive Bearbeitung durch den Editor, d. h. die Darstellung des *Gestrichenen* als Gestrichenenes, aber auch die Darstellung des *Gelöschten* als Gestrichenenes mit dem Ziel, den »Performance-Akt«²⁶ der Textwerdung sichtbar zu machen.

Was heißt in diesem Zusammenhang »Darstellen«? William Mitchell hat bereits in den 80er-Jahren – weitgehend unbemerkt von der Literaturwissenschaft und der Philologie – vorgeschlagen, die räumlichen, die diagrammatischen und die graphischen Aspekte in Wortkunstwerken als bedeutungstragende Momente zu analysieren, vor allem die Interaktion zwischen »verbal and pictorial modes of representation«:²⁷ ein Vorschlag, der in meinen Augen in besonderem Maße für die Editionsphilologie und die Schreibprozessforschung fruchtbar gemacht werden sollte. Die systematische Analyse der Interaktion zwischen verbal-propositionalen und graphisch-piktoralen Modi der Repräsentation bezeichnet Mitchell als eine Art von *diagrammatology*.²⁸ Der Kulminationspunkt beider Modi der Repräsentation ist die These, dass die graphische respektive diagrammatische Repräsentation immer auch Ausdruck einer intentionalen Entscheidung seitens des Autors ist. Mitchell zufolge sind »authorial conceptions of the form of a work« Ausdruck eines »icons of intentional structure«.²⁹

Insofern sind Entwurfsfassungen semiotische Verkörperungen einer sich erst noch entfaltenden intentionalen Struktur im Rahmen eines »manuscript space«:³⁰ graphische Verkörperungen, bei denen »Schriftbildlichkeit«, verstanden als Möglichkeit, Sprache durch Schrift zu »ikonisieren«,³¹ zu einer besonderen Quelle der Erkenntnis

26 Grésillon, »Critique génétique«, S. 23.

27 William J. T. Mitchell: Diagrammatology. In: Critical Inquiry 7, 1981, S. 622-633, hier S. 627: »I am simply asking that we be as graphic as possible about our conceptions of form and that, in the study of literature, we cultivate our ability to perceive and interpret the images which bring literary form to light. One of the crucial mediations that occurs in the history of cultural forms is the interaction between verbal and pictorial modes of representation.«

28 Ebd., S. 622 f.

29 Ebd., S. 624.

30 Stephen G. Nichols: Why Material Philology? Some Thoughts. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 116, 1997, Sonderheft: Philologie als Textwissenschaft. Alte und Neue Horizonte. Hg. v. Helmut Tervooren und Horst Wenzel, S. 10-30, hier S. 14.

31 Sybille Krämer: »Schriftbildlichkeit« oder: Über eine (fast) vergessene Dimension der Schrift. In: Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. Hg. v. Gernot Grube, Werner Kogge und Sybille Krämer. München 2005, S. 157-176, hier S. 160.

wird. Die Schreibspuren werden auf der Manuskriptseite nicht nur als Schriftbild sichtbar, sondern auch als diagrammatischer Raum, der zum Indiz für Veränderungen im ›Denkraum‹ des Schreibenden während des Schreibprozesses wird. Diese Veränderungen können die »bildlich-figurative Semantik«³² der Schriftzeichen selbst betreffen, sie können aber auch auf die »Räumlichkeit als Darstellungspotential«, genauer gesagt, auf »Zwischenräumlichkeit als Strukturprinzip« geschriebener Texte verweisen:³³ etwa die Spatien zwischen Worten, Zeilen, Abschnitten, Überschriften und Fußnoten, die eine sinnstrukturierende Funktion haben.

Das Darstellungspotenzial von Räumlichkeit im *manuscript space* betrifft aber nicht nur die Gebiete des Schreibens, sondern auch die Gebiete des Streichens. In beiden Fällen haben wir es mit den Resultaten graphischer und logischer Prozesse zu tun. Zu fragen bleibt, ob Schreiben und Streichen tatsächlich nur als ikonische Repräsentation einer intentionalen Einstellung zu werten sind, wie Mitchell und Krämer behaupten, oder ob hier noch andere semiotische Zeichenprozesse eine Rolle spielen.

Beginnen wir mit dem Begriff des Diagramms: Ein Diagramm ist für Peirce eine bestimmte Art von ikonischem Zeichen, bei dem es eine Ähnlichkeit auf der Ebene relationaler Beziehungen gibt. Das Forschungsobjekt bei Diagrammen ist die »Form einer Relation«.³⁴ Ein sehr gutes Beispiel wäre in meinen Augen ein Blatt mit handschriftlichen Aufzeichnungen, sagen wir von Franz Kafka, die nun durch eine diplomatische Umschrift, sagen wir von Roland Reuß, dargestellt werden. Bei dem Handschriftenblatt handelt es sich, mit George Bornstein und Theresa Tinkle gesprochen, um eine »Iconic Page in Manuscript«.³⁵ Die diplomatische Umschrift ist eine diagrammatische Repräsentation des Originals. Genau genommen könnte man die diplomatische Umschrift auch als diagrammatische Tran-

32 Vgl. hierzu Hartmut Stöckl: *Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung*. In: *ZfAL* 41, 2004, H. 3-4, S. 5-48, hier S. 15.

33 Krämer, ›Schriftbildlichkeit‹, S. 162.

34 Charles Sanders Peirce: *Semiotische Schriften*, Bd. 3. Hg. v. Christian Kloesel und Helmut Pape. Frankfurt a.M. 1993, S. 134. Vgl. auch Frederik Stjernfelt: *Diagrams as Centerpiece of a Peircean Epistemology*. In: *Transactions of the Charles S. Peirce Society XXVI/3*, 2000, S. 357-384, sowie Matthias Bauer und Christoph Ernst: *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld*. Bielefeld 2010.

35 Vgl. *The Iconic Page in Manuscript, Print, and Digital Culture*. Hg. v. George Bornstein und Theresa Tinkle. Ann Arbor 2001.

skription bezeichnen. Unter den Vorzeichen einer *Diagrammatologie* würde dies bedeuten, dass man das Verhältnis von Logik und Diagramm hinterfragt, insbesondere mit Blick auf die graphische Repräsentation von logischen Relationen im Rahmen von Diagrammen.

Eben dies war das große Projekt, das Peirce Zeit seines Lebens verfolgte: die Entwicklung einer Logik, bei der logische Relationen graphisch dargestellt, d.h. *sichtbar* gemacht werden. Entsprechend nannte Peirce sein Projekt: Graphen-Logik bzw. Logik der existentiellen Graphen.³⁶ Tatsächlich ging Peirce davon aus, dass unser Denken – vor allem auch unser bewusstes Schlussfolgern – von diagrammatisch-graphischen Relationen abhängt, wobei er die Pointe von Mitchells *Diagrammatology* vorwegnimmt, wenn er schreibt:

Reasoning is dependent on Graphical Signs. By ›graphical‹ I mean capable of being written or drawn, so as to be spatially arranged [...]. I do not believe one can go very deeply into any important and considerably large subject of discussion without using space as a field in which to arrange mental processes and images of objects.³⁷

Was mich am Peirceschen Projekt der existentiellen Graphen interessiert, ist die Frage, ob sich – vermittelt über Mitchells These von der Relevanz der graphischen Momente für die Interpretation von Literatur – eine semiotisch und schrifttheoretisch inspirierte Theorie der *philologischen Graphen* entwickeln ließe. Ein ›existentieller Graph‹ ist für Peirce ein logischer Graph, der »durch ein Darstellungssystem beherrscht wird, das auf der Idee basiert, dass das Blatt, auf dem geschrieben wird, ebenso wie jeder Teil dieses Blatts, ein bekanntes [Diskurs-]Universum darstellt«.³⁸ Dieses Blatt bezeichnet Peirce als »Sheet of Assertion«, als Behauptungsblatt. Jeder Graph, den man auf dieses Blatt einträgt – es sind einerseits sprachliche Ausdrücke, andererseits aber auch Linien und Ligaturen, die logische Relationen zwischen den sprachlichen Ausdrücken repräsentieren –, stellt Peirce zufolge eine Tatsache dar, wobei aber nicht nur jede Einschreibung

36 Vgl. Charles Sanders Peirce: *Collected Papers of Charles Sanders Peirce* (Bd. I-VI. Hg. v. Charles Harsthorne und Paul Weiss; Bd. VII und VIII. Hg. v. Arthur W. Burks). Cambridge, Mass., 1931-1958. Zitiert wird nach Band und Abschnitt: 4.395-4.573. Vgl. auch Peirce, *Semiotische Schriften*, Bd.3, S. 146.

37 Charles Sanders Peirce: *An Essay toward Improving Our Reasoning in Security and in Uberty* (Ms 682, 1913). In: ders.: *The Essential Peirce*, Bd. 2. Hg. v. Peirce Edition Project. Bloomington 1998, S. 463-476, hier S. 472.

38 Charles Sanders Peirce: *Semiotische Schriften*, Bd. 2. Frankfurt a.M. 1990, S. 98.

respektive Einzeichnung als graphische Darstellung eines Welt-Zustands zu werten ist, sondern auch jeder »Leerraum« zwischen den Einschreibungen.³⁹

Aus einer philologischen Perspektive ergibt sich eine ganz andere Frage, nämlich wie ein Konzept *philologischer Graphen* aussehen könnte, bei dem jeder Graph gleichsam selbstreferenziell eine Text-Tatsache darstellt. Ein philologischer Graph stellt keine Behauptung über die Wahrheit der durch den Graphen repräsentierten Tatsache auf, sondern ein philologischer Graph ist selbst eine Tatsache, die einen auktorialen Willen repräsentiert: Indem der Autor als *Autographist* diese Buchstabenfolge auf das Blatt schreibt, bringt er seinen Willen zum Ausdruck, dass dieses Wort, dieser Satz, dieser Abschnitt dort, an dieser Stelle im Syntagma, stehen soll. Wird ein Wort gelöscht, so entspricht dies einer Negation. Ein philologischer Graph der Negation ist die Durchstreichung eines Wortes, eines Satzes oder eines Abschnitts, wobei mit der Streichung zunächst einmal gar nicht der durch das Wort repräsentierte Sachverhalt verneint wird, sondern das Wort selbst: Die Streichung erfolgt *de dictu*, nicht *de re*. Die Reichweite der Durchstreichungslinie repräsentiert ein Gebiet ungevollter – sprich als ungültig markierter – Buchstaben und Worte.

Der von mir gerade verwendete Ausdruck »repräsentiert« ist erklärungsbedürftig, denn er kann – gerade auch vor dem Hintergrund der Peirceschen Zeichentheorie – höchst Unterschiedliches bedeuten. Wie repräsentiert eine Durchstreichungslinie ein bestimmtes »Gebiet« auf der Manuskriptseite? Geschieht dies durch eine ikonische Repräsentation oder durch eine symbolische Konvention? Oder handelt es sich nicht vielmehr um eine bestimmte Form von Indexikalität?

In gewisser Hinsicht ist das, was man als *Schreibspur* bezeichnet, eine Interferenz indexikalischer, symbolischer und ikonischer Aspekte von Schrift: Man kann Schrift als Verkörperung eines sprachlichen Zeichensystems mit bedeutungstragender Funktion ansehen, das dominant symbolisch-konventionalen Charakter hat. Man kann Schrift aber auch als eine »Konfiguration graphischer Merkmale«⁴⁰ betrachten, insofern das Schriftbild, insbesondere das Bild einer Handschrift, immer auch einen ikonischen Charakter hat.

Schließlich lässt sich Schrift aber auch als Index betrachten.

39 Peirce, *Semiotische Schriften*, Bd. 3, S. 146.

40 Florian Coulmas: *Über Schrift*. Frankfurt a. M. 1982, S. 135.

Appendix III

Tabelle der graphischen und algebraischen Notation

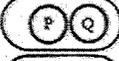
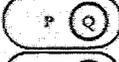
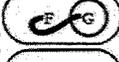
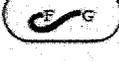
Deutsch	Existential Graphs	Principia Notation
P	P	P
Es ist möglich, daß nicht P		$M \rightarrow P$
Nicht P		$\neg P$
P und Q	P Q	$P \cdot Q$
P oder Q		$P \vee Q$
Wenn P, dann Q		$P \supset Q$
Alle F sind G		$(\forall x) (Fx \supset Gx)$
Alle F sind nicht G		$(\forall x) (Fx \supset \neg Gx)$
Einige F sind G		$(\exists x) (Fx \cdot Gx)$
Einige F sind nicht G		$(\exists x) (Fx \cdot \neg Gx)$

Abb. 8: Tabelle der graphischen und algebraischen Notationen.⁴¹

Folgt man Peirce, dann ist der Akt des Schreibens ein »act of embodying«,⁴² der die *Replica* eines Symbols erzeugt, wobei dieses *Replica-Token* seinerseits »die Natur eines Index hat.«⁴³ Allerdings handelt es sich hierbei genau genommen um eine Doppelnatur: Jede Schreibspur ist ein kausales Ereignis: Sie ist das Resultat einer Geste der »Scription«, bei der ein »muskuläre[r] Akt des Schreibens« ausgeführt wurde.⁴⁴ Diese Art des Hervorbringens von Schreibspuren,

41 Charles Sanders Peirce: *Phänomen und Logik der Zeichen*. Hg. v. Helmut Pape. Frankfurt a. M. 1983.

42 Peirce, *Collected Papers*, 4.537.

43 Ebd., 4.500.

44 Roland Barthes: *Variation sur l'écriture* (1973). In: ders.: *Œuvres complètes*, Tome II: 1966-1973. Hg. v. Éric Marty. Paris 1994, S. 1535-1574, hier S. 1535.

nämlich das »scribing a graph«,⁴⁵ kann man mit Peirce als *genuine Indexikalität* bezeichnen.

Genuine Indices sind Teil einer motivierten »existential relation«⁴⁶, die durch Kausalität oder »natürliche Kontiguität« bestimmt ist.⁴⁷ In eben dieser Weise sind Symptome kausal motiviert:⁴⁸ Von Symptomen wird angenommen, dass sie eine unwillkürliche, motivierte Verbindung zu dem haben, worauf sie verweisen. Die epistemische Pointe eines genuinen Indexes besteht in der doppelten Unterstellung, dass er Bestandteil einer kausal motivierten, nicht-intentionalen Relation ist. Nicht-intentional heißt hierbei, dass der genuine Index zwar von einem Interpreten als Symptom für etwas gedeutet werden kann, dass er aber nicht von der Instanz, die diesen Index erzeugt hat, als absichtsvolles Zeichen hervorgebracht wurde.⁴⁹

Im Gegensatz dazu haben Indices, die absichtsvoll hervorgebracht wurden – Peirce bezeichnet sie als degenerierte Indices – die Funktion eines referenziellen Zeigers: »a proper name without signification, a pointing finger«,⁵⁰ ein nicht-propositionaler Hinweis also, der nichts anderes sagt als »Dort«.⁵¹ Ein degenerierter Index ist nicht die motivierte Wirkung einer abwesenden Ursache, sondern der Ausgangspunkt einer hinweisenden Bezugnahme, eines referenziellen Aktes der »Indikation«.⁵²

Hierzu zählen alle Formen von schriftlichen Bezugnahmen auf Geschriebenes: Also, um mit degenerierten Indices im Rahmen *typographischer Dispositive*⁵³ zu beginnen: der Titel, das Inhaltsverzeichnis, die Fußnote und natürlich der Index am Ende eines Buches.

Im Rahmen des *manuscript space* – im *manugraphischen Dispositiv*, wenn man so will – findet man degenerierte Indices vor allem als Selbst- oder Fremdkorrekturen: Sei es als Umschrift im Sinne einer Dazuschrift, etwa in Form einer manugraphischen Fußnote oder Marginalie, die mit einem Pfeil die Textstelle markiert, an der die

45 Peirce, Collected Papers, 4.397.

46 Ebd., 2.283.

47 Ebd., 2.306.

48 Ebd., 8.335.

49 Vgl. Uwe Wirth: Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Eine Peircesche Perspektive auf Derridas und Freuds Spurbegriff. In: Spur. Hg. v. Sybille Krämer. Frankfurt a.M. 2007, S. 55–81.

50 Peirce, Collected Papers, 5.75.

51 Ebd., 3.361.

52 Vgl. hierzu Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M. 1974 [zuerst 1966], S. 99.

53 Vgl. Susanne Wehde: Typographische Kultur. Tübingen 2000, S. 14.

Erweiterung eingefügt werden soll; sei es als Umschrift im Sinne einer Streichung mit oder ohne Korrektur.

Mit einem Wort: Ich behaupte, dass Streichungen degenerierte Indices sind, die mit der genuinen Indexikalität von Schriftspuren, aber auch deren diagrammatischer Konfiguration im *manuscript space* interferieren.

Ihren degeneriert indexikalischen Charakter haben Streichungen zum einen darin, dass sie innerhalb des *manuscript space* das Geschriebene als gestrichenes Geschriebenes markieren (Stichwort: »Dort!«). Zum anderen sind Streichungen aber auch absichtsvoll gesetzte Anzeichen für jemanden: Entweder für den Schreibenden selbst, der sich selbst daran erinnern will, dass er ein Wort, einen Satz, eine Passage im Zuge seiner transkriptiven Bearbeitung korrigiert hat, oder aber für eine andere Instanz – entweder einen Lektor oder einen Drucker, der die degenerierten Streich-Indices zugleich als direktive Sprechakte (als auktoriales *ratur!*) aufzufassen hat: *Diese Passage möge gestrichen werden!*

An dieser Stelle muss man sich nun aber auch fragen, ob dies bedeutet, dass alle Streichungen degeneriert indexikalischen Charakter haben. Dies ist keineswegs ausgemacht.

Wenn man das Streichen als Löschen im Sinne eines spurlosen Tilgens auffasst, dann gibt es keine *degenerierten Indices*, denn offensichtlich wollte derjenige, der die Löschung vorgenommen hat, nicht, dass es sichtbare degenerierte Indices auf das Gelöschte gibt. Eine wirksame Zensur streicht nicht, sie annulliert und hinterlässt dabei gerade keine Spuren.⁵⁴

Beim Streichen im Sinne der logischen Negation könnte man sich dagegen fragen, ob das Negationszeichen neben seinem symbolischen Charakter auch einen degeneriert indexikalischen Charakter hat, insofern es eine Einklammerung der negierten Ausrücke vornimmt: Das Negationszeichen wäre dann eine Art symbolisch-konventionalisierte Transkription dessen, was im *manuscript space* graphisch-ikonisch, aber auch degeneriert indexikalisch durch Striche markiert wird.

54 Bei einer weniger wirksamen Zensur lassen sich hingegen noch Symptome des Zensiert-Worden-Seins erkennen. Dann hätte man es mit einem genuinen Index zu tun. Etwa, wenn es sich um eine »russische Zensur« oder um ein Notizbuch mit herausgerissenen Seiten handelt: Man kann zwar nicht mehr erkennen, *was* gelöscht wurde, aber man kann immerhin noch erkennen, *dass* gelöscht wurde. Zur »russischen Zensur« siehe oben S. 30.

Auch beim Streichen als graphischem Überschreiben von Schreibspuren gibt es einige Fälle, in denen der Streichakt genuin indexikalischen Charakter hat, nämlich dann, wenn es zu *heißen Sofortstreichungen* kommt, die gleichsam im Akt des Schreibens erfolgen.

Kalte Spätstreichungen sowie alle Streichungen, die sich auf spätere Überarbeitungszusammenhänge beziehen, sind dagegen eindeutig als degenerierte Indices aufzufassen. Insofern es sich dabei um transkriptive Autographen handelt, sind diese *icons of intentional structure*, die indexikalische Rückschlüsse auf die auktorialen *conceptions of the form of a work* zulassen: *authorial conceptions*, nun aber gefasst als Interferenz von Schreib- und Streichspuren, in denen sich der Prozess realisiert, durch den ein wie immer geartetes ›Werk‹ konzipiert respektive formiert wird. Dabei manifestieren sich die kreativen Prozesse, die zu einer Formierung von Entwürfen und mehr oder weniger vorläufigen ›Werk‹- Fassungen führen, als *manugraphische Konfigurationen* in einem Zeichenverbundsystem aus ikonischen, indexikalischen und symbolischen Zeichen.⁵⁵ Das so gefasste *manugraphische Dispositiv* nimmt die Seite als Konfiguration aus Schreibspuren, Verschleifungen, Überschreibungen, Streichungen, an den Rand geschriebenen Einfügungen und nicht zum Manuskript gehörenden Kritzeleien in den Blick, d. h. als *Aufzeichnungen*,⁵⁶ die erst durch eine Reihe von philologischen Interventionen vom Graphik-Modus

55 Vgl. Uwe Wirth: Intermedialität. In: Handbuch Literaturwissenschaft, Bd. 1. Hg. v. Thomas Anz. Stuttgart 2007, S. 254-264, hier S. 257. Auch in zeichentheoretisch geschulten Ansätzen der Editionstheorie hat sich längst die Einsicht durchgesetzt, dass indexikalische Aspekte eine zentrale philologische Erkenntnisquelle sind. So schreibt Mary Keeler: »The indexical potential exploits the factual relations between sign and object, and the iconic potential exploits what might be the shared characters (any possible correspondence) of the sign and object. These presymbolic conditions of a medium can provide more or less potential for new symbolic meaning to occur, depending on the medium's iconic and indexical capacity of display and depending on the habits, rules and conventions of the interpreter, which work to limit the presymbolic potential in terms of what the interpreter finds familiar and indicative in any particular interpretational circumstance.« Untersuchungsgegenstand von Philologie und Schreibprozessforschung sind insofern »the iconically and indexically rich pages of an author's manuscripts« (Mary Keeler: Iconic Indeterminacy and Human Creativity in C. S. Peirce's Manuscripts. In: The Iconic Page in Manuscript, Print, and Digital Culture, Ann Arbor 2001, S. 157-193, hier S. 183 und S. 189).

56 Vgl. auch: Notieren, Skizzieren. Schreiben und Zeichnen als Verfahren des Entwurfs. Hg. v. Christoph Hoffmann, Karin Krauthausen und Omar Nasim. Zürich 2010.

des *manuscript space* in den Text-Modus transformiert, nämlich transkribiert werden.

In diesem Zusammenhang sei ein abschließender Blick auf das bereits erwähnte »Sheet of Assertion« gewagt: Bemerkenswerterweise kommt dem Blatt bei den Peirceschen *Existential Graphs* eine besondere Bedeutung zu. Selbst ein leeres Blatt hat Peirce zufolge eine logische Bedeutung: »if the sheet be blank, this blank, whose existence consists in the absence of any scribed graph, is itself a graph«.⁵⁷ Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten kann man sogar noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Das weiße Blatt hat eine indexikalische Bedeutung. Es kann nicht nur der genuine Index für die Arbeit eines Kopfstreichers oder einer Schreibhemmung sein, es ist auch so etwas wie die Bedingung der Möglichkeit für alle Akte des Schreibens und Streichens. Das klingt ein wenig existential-philologisch, ist aber bei näherem Hinschauen keineswegs trivial: Das Blatt steht in einem Spannungsverhältnis zur Seite – und dieses Spannungsverhältnis birgt Implikationen für die Logik des Streichens. Um nur die zwei wichtigsten Differenzen aufzuführen:

Erstens: Ein Blatt besteht aus einer Vorder- und Rückseite – es hat also zwei Seiten.

Zweitens: Ein Blatt kann man zerreißen und verbrennen, nicht aber eine Seite.

Wenn man die Schreibprozessforschung als eine materialbezogene *Philologie des Konkreten* betreibt, dann sind ihre Untersuchungsobjekte genau genommen Blätter, nicht Seiten. Insofern ist es nicht mit der Betrachtung und Beschreibung von *iconic pages* getan, sondern es gilt ein semiotisch informiertes, philologisches Konzept von *indexical sheets* zu entwickeln: Ein Konzept, das transparent macht, wie durch Philologie und Schreibprozessforschung *indexical sheets* in *iconic pages* transformiert und damit zu »epistemischen Dingen«⁵⁸ gemacht werden. Ein Konzept aber auch, das nicht nur die diagrammatischen Relationen auf einer Seite analysiert, sondern alle indexikalischen Implikationen, die das Blatt als ›philologisches Ding‹ aufweist.

57 Peirce, Collected Papers, 4.397.

58 Vgl. Hans-Jörg Rheinberger: Schnittstellen. In: ders.: Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie. Frankfurt a. M. 2006, S. 313-335, hier S. 315.